

THEOLOGISCHE REVUE

116. Jahrgang

– September 2020 –

Günther, Jutta: Musik als Argument spätantiker Kirchenväter. Untersuchungen zu Laktanz, Euseb, Chrysostomos und Augustinus. – Wiesbaden: Harrassowitz 2019. (X) 383 S. (Philippika, 132), geb. € 84,00 ISBN: 978-3-447-11199-7

Über Musik im sakralen Raum, im Gottesdienst wird seit der Antike nachgedacht. Der Apologet Laktanz sowie der vorwiegend kirchengeschichtlich orientierte Eusebius von Caesarea arbeiteten in patristischer Zeit ebenso hierzu wie die Kirchenlehrer Johannes Chrysostomus und Aurelius Augustinus. Selbstverständlich war liturgischer Gesang nicht. Am Ende des 4. Jh.s empfiehlt Bischof Nicetas von Remisiana, dass „überall in der Kirche Gottes gesungen werden“ möge, zur Besänftigung der Seele wie zum Lobpreis Gottes. Er antwortet auf eine Streitfrage: Darf im christlichen Gottesdienst überhaupt gesungen werden? „Nicetas will bewusst darauf aufmerksam machen, dass diese Art des Singens, die in der Gemeinde praktiziert wird, nicht zügellos, nicht destabilisierend wirkt, sondern erbaulich und unterstützend, und verwendet somit die Musik als Argument für ein gottgefälliges Leben.“ (1f) Aufgrund der „Gefahr der emotionalen Entgleisung“, die in der Römerzeit bei musizierenden oder singenden Menschen sichtbar wurde, blieb Musik im christlichen Gottesdienst ein „Zankapfel“ (2), sodass stets Positionierungen von theologischen Schriftstellern hierzu erforderlich waren. Ob Musik ein „identitätsstiftender Faktor“ (17) und auch für die Verkündigung taugt, wird in Jutta Günthers Diss. exemplarisch untersucht.

Die spätantiken Kirchenväter bezeichnen den Gesang als „Säule der liturgischen Praxis und des Gotteslobes“ (22), zumeist aber ohne nähere begriffliche oder systematische Unterscheidungen – von Augustinus abgesehen. Vorbehalte gegenüber der Musik bestanden etwa bei Cyprian. Die Musik könne als „Verführerin“ wirken, ein „Zeichen des Teufels“ sein, „für die heidnischen Dämonen stehen, moralische Entgleisung bewirken und die von den Christen stark gefürchtete sinnliche Hingabe herbeiführen“ (28). Insbes. Laktanz übte vehement Kritik an den Gelehrten, die gewissermaßen wie ästhetisiert waren und „sich lieber an schönem Stil ergötzen wollen als sich der nüchternen Wahrheit zuzuwenden“. Die „Lieblichkeit“ rufe sinnliche Affekte hervor: „Die göttliche Wahrheit der biblischen Schriften, die sich keines rhetorischen Ornats bedienen, bleibe für viele Gebildete unerreicht, da die einfache Sprache der Bibel den höheren Gebildeten missfällt.“ (55) Musik als „Transportmittel“ fasste er als moralisch bedrohlich auf, gestand aber den Künsten gleichwohl zu, dass sie hilfreich sein können, um „Gottes Willen in seiner Schöpfung aufzuzeigen“. Die „Instrumentalmusik“ stelle einen „erlaubten Genuss“ dar. Nur der Gesang und das Singen seien „gefährvoll für die menschliche Seele“ (59).

Aufgeschlossener äußert sich Eusebius von Caesarea, in dieser Arbeit Euseb genannt, über die Musik: „Die Funktion liegt klar in der Einigung aller unterschiedlichen Menschen in einem

gemeinsamen Gesang, welcher zum Lobe Gottes dargebracht wird. Die christliche Psalmodie wird von Euseb dort als besonders identitätsstiftend dargestellt, wo es die Sprache oder die Unterschiedlichkeit der Völker trotz des einenden Glaubens nicht vermag, Gemeinsamkeit zu stiften. Sie ist Ausdruck des tiefsten Glaubens, der sich über Weltliches erhebt.“ (91) Singend werde ein Mensch zum „göttlichen Musikinstrument“ (97) und entspreche so seiner Bestimmung.

Für Johannes Chrysostomos sind die Psalmen „Dank, Belehrung und Unterweisung in göttlichen Angelegenheiten“, zugleich auch „Kommunikation mit Gott“. Der irdische verbinde sich mit dem „himmlischen Chor“ (160f): „Gott nutzt den Menschen als Musikinstrument zu seinem Lobe, gibt ihm aber gleichzeitig die Möglichkeit, mit ihm durch den Gesang zu kommunizieren.“ (163) Der Singende gleiche einer „verliebten Person“, die den „entfernten Geliebten“ (166) im Lied visualisiere. Auf die innere Haltung der Demut wird verwiesen: „Jede Eucharistiefeier, jeder Feiertag muss also in Demut begangen werden, die sich in Andacht und religiöser Teilnahme äußert. Wer sich aber nach dem Empfangen des Mahles nicht würdig verhält, sondern sich berauscht, verliert einen Schatz und gibt sich mannigfaltigen Übeln hin.“ (172) Gleichwohl werde die Musik „janusköpfig“ dargestellt. Johannes Chrysostomos lasse ausschließlich den Gesang als „Lobpreis Gottes“ zu. Die „musikalische Vokalkultur“ werde erlaubt, die „musikalischen Formen der Festkultur oder des Privaten“ (181) negiert. Der Lobgesang für Christus erwachse aus einer „tugendhaften Seele“ (210). Mit sensibler Teilhabe widmet sich die Vf.in sodann Augustinus. Er schildere seine Bekehrung in einer Szene „voller Musik“: „Gottes Stimme klingt in ihm – nicht als eine mächtige dröhnende Stimme, die Sicherheit und Orientierung verspricht, sondern als ein zarter kindlicher Singsang, der in sein Ohr dringt, ihn gefangen nimmt und aus seiner Verzweiflung herausführt.“ (215) Wiederholt spricht Augustinus von der „Fähigkeit des inneren Hörens“. Er ist musisch begabt, musikalisch von innen her bewegt, befragt aber auch immer wieder die „Legitimität des musikalischen Genusses“ (216). Das liturgische Singen, bereits von den Aposteln gepflegt, sei wichtig für den Aufbau der Gottesbeziehung und zur Festigung des Glaubens (vgl. 218). Zugleich kritisiert er die „Dichtungen der Donatisten“, die „rein menschlich“ seien: „Schlimmer noch wiegt für ihn das Sich-Verlieren in Gesängen, die der Sinnlichkeit und nicht der Andacht dienen würden. Er vergleicht die Gesänge der Donatisten mit dem Trompetenschall auf dem Schlachtfeld, der die Krieger zu größerer Leistung anstacheln soll, und bewertet sie damit deutlich negativ.“ (226) Das österliche Alleluja werde als der „höchste unter den Gesängen“ angesehen und verbinde Himmel und Erde (vgl. 234). Das Zeugnis für Gott solle im Einklang der ganzen Person erfolgen: „Die Lebensführung mit der Zunge, die Stimme mit dem Herzen, der Mund mit dem Verstand, um ein aufrichtiges Zeugnis für Gott abzugeben. [...] Wenn also nach dem Gesang der Klang endet und die Stille eintritt, wird der aufrichtige Christ dennoch nicht aufhören zu singen, da sein Gesang sich in der Lebensführung und der Gewissheit im Herzen zeigt. Wenn er dann wieder klanglich die Stimme in schöner Weise erhebt, will er damit andere zur Nachahmung anregen. So wird der Mensch, der Gott liebt, zu seinem Geschöpf und seinem Sänger, der auch in Ruhezeiten sein Lob singt.“ (264) Musik sei zwar „etwas Gottgewolltes“, aber auch Augustinus warnt vor der „verführerischen Kraft der Musik“. Die Musik kann zu Gott erheben, der Kirchenvater kennt die „Anziehungskraft der Gesänge“ (314): „Die Hymnengesänge, die Augustinus nach seiner eigenen Taufe hört, bleiben in ihm von größtem Nachhall als Bestätigung, den richtigen Glauben gefunden zu haben.“ (315) Die Musik führe auch zur Gotteserkenntnis. Körper und Geist würden in die „rechte Ordnung“ überführt: „Die Abhängigkeit aber jeden Klanges und Rhythmus von der Zeit selbst zeichnet das Verständnis Augustins nach, Gott als Begründer aller Dinge in der Zeit auffassen zu wollen. Da

die ewige Gegenwart letztlich nur bei Gott zu finden ist, wird alles menschliche Erleben innerhalb der drei Zeitstufen hinfällig. Das Schöne wird nur bei Gott vollendet werden in einer Ewigkeit, in der sich das Gestern, das Heute und das Morgen miteinander verbinden.“ (315) Die „Musik im christlichen Alltag“ – und mehr noch im Raum der Kirche, mag hinzugefügt werden – sei das „Merkmal einer grenzüberschreitenden Identität“ (320).

G.s instruktive Studie verdeutlicht die große Bedeutung, die geistliche Musik für die Theologie und den Gottesdienst hat. Auch die schmerzhaft Erfahrung, auf Gesang und Choral vielerorts verzichten zu müssen, wurde Christinnen und Christen konfessionsübergreifend während der Corona-Pandemie zuteil.

Über den Autor:

Thorsten Paprotny, Dr., Hannover (thorsten.paprotny@outlook.de)